

Heimatbrief Marienloh

– SEIT 1987 –

Abteilung Heimatfreunde
in der St. Sebastian-
Schützenbruderschaft Marienloh

Nr. 115 • Juli 2016



Terminkalender Marienloh

3. Quartal 2016

01.07.2016	Freitag	Sponsorenlauf Kath. Grundschule
02.07.2016	Samstag	Beach-Volleyball-Turnier
08.07.2016	Freitag	Büchereifest mit Flohmarkt
05.08.2016	Freitag	Ausmarsch und Kordelschießen
13.08.2016	Samstag	Vogelschießen in Marienloh
27. - 29.08.2016		Schützenfest
24.09.2016	Samstag	Oktoberfest im Festzelt

Zum Titelbild:

„Pastor Löckmann: Der Hirte blickt auf seine Schäfchen in den drei Gemeinden“. Maïe Triebel nahm das Foto am 20.12.2012 auf.

Aus dem Inhalt:

Marienloher Titelbild	2
Marienloher Gespräche - mit Pastor Löckmann	4
„Abschied“ von M.G.	22
Marienloh: Seit vielen hundert Jahren ein Storchendorf	23
Erinnerungen an die letzten Wochen des 2. Weltkrieges	28

IMPRESSUM

Der Heimatbrief wird vierteljährlich herausgegeben von der Abteilung Heimatfreunde in der St. Sebastian-Schützenbruderschaft Marienloh.
Vorsitz: Ralf-Peter Fietz
Lehmkuhle 23
33104 Paderborn-Marienloh

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Sie erreichen uns auch per E-Mail: heimatfreunde@marienloh.de

Liebe Marienloherinnen und Marienloher!

Im Heimatbrief Nr. 54 wurde ich vom damaligen Ortsheimatpfleger als neues Mitglied in der AG Heimatpflege vorgestellt. Mein Cousin Michael hatte damals mit diesem noch recht „neuen Internet“ experimentiert und die Domain www.marienloh.de auf seinen Namen registriert. Viele Marienloher hatten bereits eine Möglichkeit, Internetseiten aufzurufen. Auch ich war fasziniert davon. Besonders interessant fand ich, selbst Internetseiten zu gestalten. Die Seite www.marienloh.de als private Seite zu gebrauchen, wie es mein Vetter damals teilweise tat, fand ich jedoch unangemessen. So schlug ich vor, Nachrichten und Informationen aus und für unseren Stadtteil zu veröffentlichen. So etwas gab es ja schon in Papierform: Unseren Heimatbrief! Also habe ich mal nachgefragt, wer dahinter steckt - und war ruckzuck selbst Mitglied in dieser Arbeitsgemeinschaft.

Seitdem habe ich hauptsächlich das Layout des Heimatbriefes für den Druck und die Veröffentlichung im Internet bearbeitet. Die Leistung meiner Computer steigerten sich von Generation zu Generation und ermöglichten, Bilder in deutlich besser werdender Qualität im Heimatbrief zu veröffentlichen. Es hat Freude gemacht, neue Funktionen meiner Software auszuprobieren und hier und da mal Veränderungen vorzunehmen.

Nach über 15 Jahren ist nun aber „die Luft raus“, wie man so schön sagt. Ich möchte die Aufgabe gerne spätestens Anfang nächsten Jahres in andere Hände geben. In der Gruppe der Heimatfreunde findet sich allerdings kein Mitglied, das sich in der Lage sieht, diese Aufgabe zu übernehmen. Ich weiß aber, dass es in Marienloh und Umgebung viele Leute gibt, die den Heimatbrief nicht nur lesen, sondern sogar sammeln. Daher wäre es schade, wenn der Heimatbrief im kommenden Jahr nicht mehr erscheint. Ich kann mir gut vorstellen, dass es in Marienloh Menschen gibt, die sich zutrauen, das Layout unseres Heimatbriefes mit neuen, frischen Ideen zu gestalten. Wenn Sie sich hier angesprochen fühlen, melden Sie sich bitte bei uns.



Martin Prior
stellvertretender Vorsitzender der Abteilung Heimatfreunde im
Schützenverein Marienloh

Marienloher Gespräche mit Pastor Heinz-Josef Löckmann

Anfang Mai 2016

Maie Triebel: Lieber Herr Pastor Löckmann, hier sind nun schon einige Kisten gepackt. Bald werden Sie Marienloh verlassen und zurückkehren in Ihre Heimatstadt Unna. Wie fühlen Sie sich jetzt nach so vielen Jahren des Wirkens hier in Ihrem Pastoralverbund Benhausen, Neuenbeken und Marienloh?

H.J. Löckmann: Ja, wie fühle ich mich, das ist eine interessante Frage. Ich will mal sagen, es gibt zwei Grundstimmungen. Einerseits bin ich besonders dankbar für diese 30 Jahre hier in Marienloh und werde auch immer voller Dankbarkeit auf diese Zeit zurückblicken. Natürlich ist da auch die Frage, wie wird die Zukunft sich gestalten? Für die Gemeinden wird dies ein Einschnitt sein, aber auch für mich selber. Und ob man alles richtig gemacht hat, die richtigen Entscheidungen getroffen hat, das weiß man erst hinterher. So gibt es eine gewisse Spannung: Eine große Neugier, durchaus auch Vorfreude auf das Neue, auf die Zeit, die vor mir liegt; verbunden mit der Frage, wird es klappen, wird es gut gehen. Es ist so eine Gemengelage, ein Gemisch von Gefühlen.

M. T.: Was haben Sie für Pläne? Ich weiß ehrlich gesagt, gar nichts über Ihre zukünftigen Ambitionen.

H.J. L.: Was für Pläne, ja... Die nächsten zweieinhalb Jahre will ich als Seelsorger in Unna tätig sein. Wir arbeiten ja bis zum 70. Lebensjahr. Ich bin jetzt 67 ½ Jahre, also werde ich noch einige Zeit als Seelsorger in der Gemeinde arbeiten und tun, was anfällt und wo ich gebraucht werde. Das werden natürlich Gottesdienste sein und das werden Gespräche im Rahmen der Seelsorge sein. Außerdem habe ich schon einen Auftrag bekommen, der sehr schön ist. Ich soll eine Broschüre verfassen. Es geht um die Kirchenfenster in der Katherinenkirche in Unna, die von einem hiesigen Glaskünstler namens Wilhelm Buschschulte gestaltet wurden. Es handelt sich um ein Frühwerk dieses Künstlers. Er ist später weltberühmt geworden und hat unter anderem auch für den Paderborner Dom gearbeitet. Ich freue mich schon jetzt auf diese Arbeit. Was ich nicht mehr machen werde, ist die Leitungsarbeit in der Gemeinde und auch nicht mehr die Verwaltungsaufgaben, die fallen flach. Da bin ich allerdings nicht besonders böse darüber, nehmen doch diese Tätigkeiten enorm viel Zeit in Anspruch.

M. T.: Das kann ich mir vorstellen. Wie war das, hat sich die Idee von hier fortzugehen erst im Laufe der Zeit entwickelt, oder stand von Anfang an fest, Unna und sonst keine andere Stadt?

H.J. L.: Da Unna meine Heimat ist, hat sich schon lange der Wunsch gezeigt, nach dorthin zurückzukehren. Es gab für mich immer nur zwei Optionen: Paderborn oder Unna. Paderborn ist als Stadt durchaus reizvoll, da ist Unna sicher nicht ganz auf dem gleichen Level. Kulturell gesehen wird in Paderborn auch mehr geboten. Unna hat schon die Nähe zum Ruhrgebiet und ist politisch und konfessionell ganz anders gelagert. In Paderborn prägt die katholische Kirche die Atmosphäre, während Unna viel stärker säkularisiert ist. Die Katholiken waren dort schon immer in der Minderheit, nur ein knappes Drittel ist katholisch. Es wird ein ganz anderes Umfeld sein, was aber auch Spaß machen kann. In Unna sind noch Freunde und Verwandte da, sodass ich dort auch wieder den Fuß an die Erde kriege! Ich hätte noch bis Januar 2019 hier bleiben können, dann werde ich 70. Aber ich denke, nicht so von hundert Prozent auf null, sondern etwas abgespeckt weiter arbeiten, damit man sich langsam an den Ruhestand gewöhnt, das ist besser und damit hat man auch schon einmal die Chance, Leute kennen zu lernen. Wenn bald der neue Pastorale Raum kommt wird sich hier sicher eine Menge ändern, da ist es vielleicht besser, wenn ich mehr Distanz - inhaltlich wie räumlich - bekomme. Ich habe das alles lange überlegt und hoffe, dass es gut geht. Man kann sein Leben nicht total absichern, man kann nur versuchen, es so gut wie möglich zu planen.

M. T.: Aber vielleicht ist gerade das gut so, so bleibt es spannend!

H.J. L.: Eine Herausforderung ist es schon - aber die gehört zu meinem Leben von Anfang an dazu.

M. T.: Gern würde ich auf Ihre Kindheit zu sprechen kommen. Sie haben im Heimatbrief 106, der im April 2014 herausgegeben wurde, sehr anschaulich und kurzweilig über ihre Ferien auf dem Hof Böddeker geschrieben. Der Hof war an der Detmolder Straße, zwischen Marienloh und Paderborn gelegen. Sie haben mit 11 oder 12 Jahren das erste Mal dort die Schulferien verbracht und sind in den folgenden Jahren noch öfters als Heranwachsender auf dem Böddeker-Hof zu Gast gewesen. Im Dom haben Sie bei einer Priesterweihe dabei sein dürfen und das erste Mal den Bischof aus der Nähe gesehen. Das muss Sie sehr beeindruckt haben. Sie haben viel erlebt in dieser Zeit hier, quasi auf dem Lande: Kalbende

Kühe, Schweine, die Ferkel kriegen, ein Pferd für Reitübungen, Treckerfahren - ich kann allen Lesern nur empfehlen, diesen Bericht noch einmal zu lesen! ¹

H.J. L.: Oh ja, ich bin sehr dankbar dafür, dass ich als Stadtkind in diese bäuerliche Welt eintauchen und ganz neue Erfahrungen machen durfte. Von daher war mir Paderborn von Anfang an vertraut. Das war die Stadt, wo der Bischof wohnte, das war in meiner Familie etwas ganz Besonderes! So war es nur folgerichtig in Paderborn zu studieren. Ich habe fünf Jahre im Konvikt gewohnt, sieben Monate im Jahr war ich im Studium und mit zweitem Wohnsitz hier gemeldet. Da dieser Ort Bischofsstadt ist, hatte ich auch später oft mit Paderborn zutun. Ob ich in Soest oder Lippstadt in anderen Gemeinden tätig war, es gab die Priestertreffen, oder man musste ins Generalvikariat. So kann ich sagen, Paderborn ist mir zur zweiten Heimat geworden. Inzwischen habe ich hier länger gelebt als in Unna.

M. T.: Aber das können Sie ja nun wieder aufholen...

H.J. L.: lacht herzlich: Ja, ja, wenn ich noch lange genug lebe!

Aber im Ernst, Unna hat auch viel Reizvolles für mich. Es ist sehr zentral gelegen, man kann Münster, Soest oder Werl sehr gut erreichen. Außerdem bin ich näher an meiner Schwester, die in Neuss mit ihrer Familie wohnt. Ein weiterer Pluspunkt ist, die Gegend um Unna ist flach, was mir als begeisterten Fahrradfahrer sehr entgegen kommt. So kann ich wieder neue Dinge entdecken, das wird mir viel Spaß machen.

M. T.: Das Ruhrgebiet ist nah. Ein Slogan dieser Gegend heißt: „Der Pott kocht.“ Ich finde diese Region sehr spannend und interessant, da passiert eine ganze Menge.

H.J. L.: Es hat sich total geändert und gut entwickelt, nachdem die Schwerindustrie mehr und mehr weggebrochen ist. Früher war es so, wenn man durchs Ruhrgebiet fuhr, musste man die Fenster schließen. Oder es konnte passieren, wenn man morgens die Wäsche nach draußen gehängt hat, konnte man sie abends noch einmal waschen, wenn man Pech hatte und der Wind ungünstig stand. Ja, das hat sich total verändert. Heute sind viele Industrieanlagen zu Kulturstätten geworden. Der Gasometer in Oberhausen, oder die Zeche Zollverein in Essen, um nur zwei zu nennen. Aber auch Unna hat etwas zu bieten, etwas ganz Besonderes: Das Lichtmuseum in der Brauerei. Das hat wirklich Weltniveau. Dort kann man Arbeiten von Lichtkünstlern bestaunen, die man so nicht oft zu sehen bekommt.

M.T.: Das stimmt, mein Mann und ich waren auch schon da und wir waren sehr beeindruckt.

Wenn wir von besonderen Dingen sprechen, da möchte ich Sie gleich einmal nach den Highlights in Ihrem Leben befragen. Was war besonders schön, wichtig und nachhaltig?

H.J. L.: Das ist auch wieder so eine interessante Frage. Ja, das am meisten Beeindruckende war für mich der Tag, als der Papst hier war. Das war 1996, also vor 20 Jahren, als Papst Johannes Paul II, der ja viel reiste, in Paderborn Station machte. Ich hatte das Glück, da ich im Konvikt arbeitete, beim Empfang dabei zu sein. Ich weiß noch genau, wie er abends nach seiner Ankunft im Konvikt jeden einzelnen von uns die Hand gab. Dabei bekamen wir von ihm einen Rosenkranz geschenkt. Am nächsten Morgen wurde für die Seminaristen ein Gottesdienst abgehalten, bei dem ich auch dabei sein durfte. Es waren vielleicht 100 Personen anwesend und das ist für päpstliche Verhältnisse geradezu intim! (Pastor Löckmann lacht.) Sie müssen sich vorstellen, wo der Papst ist, tauchen Scharen von Menschen auf. Bei dieser Gelegenheit gab er mir zum zweiten Mal die Hand und ich bekam wieder einen Rosenkranz. Als der Bischof den Papst bat, ein Wort an die Studenten zu richten, sagte der Papst: „Das ist das Wort“ und deutete auf den Rosenkranz. Im Laufe des Vormittags wurde dann in der Senne eine hl. Messe zelebriert, das war ein sehr beeindruckender Moment. Nachmittags fand ein ökumenischer Gottesdienst im Dom statt und da ich im Arbeitskreis christlicher Kirchen tätig war, konnte ich wieder ganz nah dabei sein. So hatte ich insgesamt vier Mal die Gelegenheit, den Papst aus nächster Nähe zu erleben. Ich kann sagen, von dieser Erfahrung her, war dies der interessanteste Tag überhaupt, denn Johannes Paul war eine große Persönlichkeit und hat einen starken Eindruck auf mich gemacht und sicherlich nicht nur auf mich.

Natürlich gab es noch andere besondere Ereignisse, zum Beispiel die Kirchenrenovierungen: Zweimal in Marienloh, eine in Benhausen und eine in Neuenbeken. Die Neuenbekener Kirche hat diesen altherwürdigen, achthundertjährigen Charme mit diesen wertvollen Fresken. Es ist durchaus erhehend für so eine Kirche verantwortlich zu sein. Das hat mir schon viel Freude gemacht. Die Kirche in Benhausen stammt aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, auch sie ist sehr interessant und hat eine gelungene Renovierung erfahren. Schön war es auch, den Glockenguss für die neue Glocke mitzuerleben, eine richtig spannende Sache. Und nicht zuletzt die zweite Renovierung der Marienloher Kirche mit dem herausragen-

den Deckengemälde des Berliner Künstlers Peter Schubert aus den Jahren 2012/13!²



Priesterjubiläum 2014: bei den Helfern in der Küche

Nicht zu vergessen sind auch die Feste, die ich hier feiern durfte. Von vielen Festgottesdiensten und Einweihungen einmal abgesehen, möchte ich besonders mein 25-jähriges Priesterjubiläum am 14.12.1999, das 25-jährige Ortsjubiläum, meinen 60-jährigen Geburtstag, und das 40-jährige Priesterjubiläum heraus heben. Diese Feste hat die Gemeinde immer sehr schön gestaltet, dies ist auch ein Grund, dankbar zu sein.

Das waren sehr stimmungsvolle Feiern, an die ich mich gern erinnern werde. Die letzte Feier steht ja noch aus, das wird mein Abschied sein! Ja, und dann die vielen Begegnungen, die man gar nicht alle aufzählen kann: Taufen, Kommunionen, Trauungen und Beerdigungen. Das Wirken eines Pfarrers ist nicht nur an den Bauten und Renovierungen abzulesen, die kann man sehen, fotografieren, statistisch gut erfassen. Gemessen wird man an dem, was mehr im Verborgenen abläuft und man nicht immer sieht. Ich meine die seelsorgerische Tätigkeit, die Gespräche mit den Menschen und ein offenes Ohr für sie zu haben. Die Mühe, den Glauben der Menschen zu stärken und ihnen das Leben zu erleichtern, so gut es eben geht. Ich bin froh, dass ich mit den Gemeinden in Frieden ge-

lebt habe, von kleinen Scharmützeln mal abgesehen - das kommt ja in den besten Familien vor! 30 Jahre in Marienloh und 14 Jahre in den drei Gemeinden, das war alles in allem eine gute Zeit. Mir war immer wichtig, was in den Seelen der Menschen passiert. Das ist ein Feld, da wird man nie fertig damit, das zu beackern. Deshalb wird man auch nie sagen können, jetzt ist es gut, jetzt ist es genug, sondern nun müssen andere weiterackern.

Wichtig war mir auch immer, dass meine Tätigkeiten nicht zu sehr zur Routine wurden. Einerseits war es gut, Sicherheit zu gewinnen und Gelassenheit auszustrahlen. Andererseits durfte die Gewohnheit nicht überhand nehmen, die Dinge nicht nur einfach abgehakt werden. Man muss den Menschen immer im Auge behalten. Natürlich kann man nicht bei jeder Beerdigung mitweinen, das würde man auf die Dauer gar nicht aushalten. Aber man darf auf keinen Fall das Procedere nur einfach abspulen, das spüren die Leute so-



Marienvesper 2016

fort. Ich möchte noch auf das Predigen zu sprechen kommen, das habe ich immer gern gemacht. Ich denke, das ist auch eine meiner Stärken. Schon in der Schule hatte ich Glück mit Deutsch als Unterrichtsfach. Aufsätze zu schreiben, das war keine Schwierigkeit für mich. Im Gegensatz zu Sprachen, mit Englisch und Latein habe ich mich zuerst schwerer getan. Meine Vorliebe für die deutsche Sprache kam mir in den Predigten sehr zugute.

M. T.: Ja, Ihre Predigten fand ich auch immer gut, regelrecht kurzweilig. Vor allen Dingen, wenn Sie an

manchen Stellen Ihre Texte mit Zitaten gewürzt haben, oder ein Bonmot, oder eine witzige Redewendung eingeflochten haben – mir hat das gefallen.

H.J. L.: Vorgenommen hatte ich mir, nie bei meinen Predigten zu schimpfen und ich glaube, dass ich das auch nur selten getan habe. Meine Zielsetzung war, die frohe Botschaft zu vermitteln. Ich habe mich gefragt, was ist eigentlich das Frohmachende am Evangelium, das wollte ich rüberbringen. Meine Hauptaussage ist: Gott ist Liebe und weil Gott Liebe ist, muss auch die Kirche liebenswert sein. Diese Liebe deutlich zu machen, diese Botschaft weiter zu tragen, ist mein Hauptansatz. Wobei es natürlich auch Situationen gibt, wo man an Gott seine Fragen stellt. Auch im Evangelium gibt es Stellen, da muss man erst dreimal hingucken und fragt sich, was hat das für eine Stellung im Text, welche Bedeutung hat das. Denn nicht immer geht es nur um den liebenden Gott, sondern da ist der Gott, der auch straft, oder zornig ist – da muss man schon genau hinsehen und versuchen, richtig zu interpretieren. Was ist gemeint, was will eine solche Stelle eigentlich? Grundsätzlich haben wir keine Religion der Angst. Es ist eine Pervertierung, wenn wir denken, nur mit Angst kann man etwas gewinnen, eher das Gegenteil ist der Fall. Die Menschen spüren das, wenn man sie unter Druck setzt. Sie ändern vielleicht ihr Verhalten, aber sie ändern nicht ihr Herz. Sie machen mit, sind aber nicht mit dem Herzen dabei. Der heutige Mensch will mündig sein, ist kritisch und selbstbestimmt. Man muss an seinen Verstand und seine Einsicht appellieren und versuchen, ihn dadurch zur Einsicht zu bringen. Man kann auch keine Gemeinde mehr autoritär führen. Die Leute wollen mitdenken und es ist besser, wenn man das einkalkuliert, als wenn man „auf Teufel komm raus“ seinen Willen durchsetzt, selbst wenn der vielleicht sogar der Richtigere wäre. Man muss mit Argumenten arbeiten, dann klappt es normalerweise noch am besten. Wir haben heute die Gremien und das ist auch gut so. Wenn ich da an die Zusammenarbeit bei den Kirchenrenovierungen denke, das ist richtig gut gelaufen. Natürlich habe ich als Vorsitzender des Kirchenvorstands einen gewissen Einfluss, aber man muss schon sehen, dass man seine Mitstreiter überzeugt.

M. T.: Drei Gemeinden zu leiten und die Wünsche und Belange der verschiedenen Gruppen zu koordinieren, stelle ich mir nicht immer ganz einfach vor...

H.J. L.: In der Tat, weil natürlich jede Gruppe schnell den Eindruck hat, sie komme zu kurz. Eigentlich war es ja egal, in welchem Dorf ich die Predigt vorbereite, wichtig ist, dass es geschieht! Als

damals Neuenbeken und Benhausen dazu kam, war ich ja schon lange hier in Marienloh heimisch. Es gab Priesterkollegen, die mir geraten haben: Fang lieber in einer neuen Gemeinde ganz wo anders neu an. Ich habe mich aber anders entschieden und wollte die Herausforderung wagen. Ich hoffe, dass die beiden anderen Gemeinden gemerkt haben, dass sie sich auf mein Wort verlassen können. Da fällt mir der frühere Außenminister Genscher ein. Er hat immer gesagt, die Außenpolitik muss verlässlich sein. Und so denke ich auch, ich muss verlässlich sein, nur so gewinnen meine Mitmenschen Vertrauen zu mir. Meine Devise ist, was ich zusage, das tue ich und was ich nicht machen kann, das sage ich auch nicht zu.

M. T.: Ja, das Genscher-Prinzip ist nicht das Schlechteste!

H.J. L.: Man braucht klare Linien, wenn man an drei verschiedenen Orten tätig ist, das hilft, die Übersicht zu behalten. Gott sei Dank hat man mit vielen Mitarbeitern zu tun, da kann man Manches delegieren. Und man muss sie fragen. Vieles wissen die Leute vor Ort einfach besser! Was die Leitungsarbeit betrifft, hat sich in den letzten Jahren eine gute Zusammenarbeit zwischen den Dörfern entwickelt. Was die Leute nicht tun, sie besuchen nicht die Gottesdienste in den anderen Orten. Das ist ihnen wohl zu weit, sie bleiben lieber in ihrer Gemeinde. Sie fahren so viel mit dem Auto, es hätten sich Fahrgemeinschaften bilden können, das hat sich leider nicht entwickelt. Ein bisschen lästig war es auch, manche Dinge dreimal machen zu müssen: Kirchenbücher, Ortschroniken usw. Da werde ich in Unna noch liegen gebliebene Sachen aufarbeiten müssen. In Unna werde ich mehr Zeit haben, sodass ich noch Einiges nachholen kann. So ist das: wenn man die Dinge dreimal machen muss, macht man sie dann gar nicht! Die eigentliche Seelsorgearbeit geht vor, da legt man die Kirchenbücher erst einmal zur Seite...

M. T.: Dass Sie in Unna noch Hausaufgaben nachholen müssen, hat doch bestimmt noch andere Gründe?

H.J. L.: Ich habe für den „Dom“ Beiträge geschrieben und auch für die „Neue Westfälische“ gearbeitet. Die Rubrik hieß: „Auf ein Wort, Herr Pfarrer“. Auch für den Rundfunk, für den WDR und den Deutschlandfunk habe ich Beiträge gemacht und Morgenandachten gehalten. So etwas muss genau ausgearbeitet sein. Das kann man nur machen, wenn man Ruhe hat, zwischen Tür und Angel geht das nicht. Und es kostet sehr viel Zeit.

M. T.: Das kam Ihrem Faible für die deutsche Sprache ja sehr entgegen. Schön, dass Sie dieses Talent auf so vielen Ebenen

ausleben konnten. Eine weitere Frage, die ich Ihnen gern stellen möchte, ist die nach Ihrer Familie.

H.J. L.: Da ich nun zurück blicke auf die Zeit in Marienloh will ich auch auf meinen Vater zu sprechen kommen. Bis zu seinem Tod 1993 hat er hier im Pfarrhaus mit mir gewohnt. Wir waren ein Männerhaushalt, eine Männer-WG sozusagen. Auch an diese Zeit habe ich noch schöne Erinnerungen und denke gern daran zurück. 1980 ist meine Mutter gestorben, so waren wir noch 13 Jahre zusammen. In dieser Zeit habe ich meinen Vater erst richtig kennen gelernt, das muss ich so sagen. Früher war die Mutter im Mittelpunkt und nun war sie weg, da rückte der Vater mehr in den Fokus. Er hatte einen guten Humor, wir haben viel gelacht. Das hat uns beiden gut getan. Ich denke, er hatte einen schönen Lebensabend im familiären Umfeld. Er war bei guter Gesundheit, nur vier Tage im Krankenhaus, bevor er starb.

M. T.: Hatte Ihr Vater auch so einen, wie soll ich sagen, religiös geprägten Beruf?

H.J. L.: Nein, er war Maler, wir waren eine religiös eingestellte Familie, auch meine Mutter. Mein Vater war Handwerker und die Mutter war als junge Frau bei dem Amt Unna-Kamen angestellt. Als die Männer aus dem Krieg zurückkamen, wurde ihr gekündigt. Sie hat zwar ein gutes Zeugnis bekommen, aber den Platz musste sie für einen heimkehrenden Mann frei machen. Da wurden dann die Frauen, die im Krieg und in den ersten Nachkriegsjahren ihre Familien irgendwie über Wasser gehalten hatten, wieder nach Hause geschickt. Meiner Mutter war das erst einmal ganz recht, denn meine Schwester war schon da, sie ist 1943 geboren. Als ich 1949 zur Welt kam, war die Mutter schon zu Hause. Die Oma lebte auch bei uns, für Kinder auch eine wichtige Bezugsperson. Wir waren nicht reich, aber auch nicht arm. Jeden Tag duschen, das gab es nicht. Das traf ja wohl für die meisten zu. Ein Auto hatten wir auch nicht. Den einzigen Luxus, den wir hatten, war ein Telefon, das hatte mein Vater für seinen Malerbetrieb angeschafft. Ein Radio hatten wir auch, Telefon und Radio, das war's. Da wir die Einzigen waren, die ein Telefon hatten, kamen die Leute zu uns zum Telefonieren. Oft wurden wir angerufen und wir mussten zu den Nachbarn laufen, um irgendetwas auszurichten. Ja, so war das. Heute hat jeder in der Familie sein eigenes Telefon. Das können sich die Kinder und Jugendlichen gar nicht mehr vorstellen, wie das früher war. Solange ist es eigentlich noch nicht her, da gab es nur ein Telefon mit einer Schur daran. Da musste man in den Flur laufen, wenn es klingelte.

M. T.: Im Grunde war das gar nicht so schlecht, man wusste jedenfalls immer, wo das Telefon war. Heute muss man erst anfangen zu suchen, wenn man das Smartphone mal wieder verkramt hat...

H.J. L.: Ja, so war das in meiner Kindheit. Übrigens, Priester wollte ich schon als kleiner Junge werden. In der Tanzstunde mit 16 Jahren wurde es ein bisschen schwierig, ich meine die zölibatären Aspekte, da musste ich mich durchkämpfen. Als junger Mensch ist man natürlich mehr auf Partnerschaft ausgelegt. Wenn dann die Kameraden Freundinnen haben, das tut schon etwas weh. Später wird das alles relativiert, aber eine Herausforderung ist das Zölibat in jedem Alter. Man muss für sich herausfinden, ob man diesen Verzicht aushalten kann. Jetzt, in meinem Alter, sind Freunde und Bekannte längst Großväter und haben Enkelkinder – das fehlt natürlich auch. Im Alter muss man aufpassen, dass man nicht einsam wird. Das habe ich erst lernen müssen: Dass man Beziehungen pflegt. Wenn man sie nicht pflegt, sind sie weg. Aber das trifft für alle Menschen zu. Auch in einer Ehe kann man einsam sein, oder Sorgen haben, wenn die Kinder nicht so geraten sind, wie man sich das gedacht hat. Wenn die Ehe zerbricht, oder der Partner weg stirbt. Es gibt so viele Herausforderungen für uns alle. Kein Mensch kann immer nur glücklich sein, ewiges Glück ist Illusion. Als junger Mensch erträumt man es sich vielleicht, später stellt man ernüchert fest, so ist es nicht. Wenn die eine Sache bewältigt ist, kommt möglicherweise schon die nächste, oder anders: Wenn man die Kuh vom Eis hat, ist die nächste schon wieder draufgelaufen... (Pastor Löckmann lässt sich von meinem Gelächter anstecken und setzt noch eins drauf): Wenn ein Frosch in die Milch fällt, gibt es für ihn nur zwei Möglichkeiten: Entweder er ertrinkt, oder er strampelt solange, bis aus der Milch Butter wird. Also, ich habe mich fürs Trampeln entschieden!

M. T.: Eine gute Idee, ich nehme auch die Butter! Herr Löckmann, wir haben uns vor Beginn dieser Zusammenkunft dafür entschieden, miteinander zu plaudern und nicht so sehr Ihr Leben nur an Jahreszahlen festzumachen. Haben Sie vielleicht noch Lust, über einige Menschen, die Ihnen in ihrem Leben begegnet sind, zu reden?

H.J. L.: Da gibt es natürlich viele interessante Personen, die mir im Laufe der Zeit begegnet sind, die geholfen haben, die mich in vielen Bereichen unterstützt haben – es ist mir unmöglich, sie alle zu benennen. Ganz spontan fällt mir Agnes Füller ein, die alte Küsterin und Organistin...

M. T.: Agnes Füller, ist das die Tante Agnes aus Ihrem Bericht von Ihren Schulferien auf dem Böddeker-Hof, den Sie 2014 verfasst hatten? Wo Sie beschreiben, wie sie Frau Füller kennen gelernt haben? (Heimatbrief Nr. 106)

H.J. L.: Ja, das ist sie, da kann man das nachlesen. Als ich hier als Priester anfang, war Frau Füller als Organistin tätig. Es gibt natürlich auch einige Anekdoten: Einmal wurde ein Bild geklaut. Agnes Füller kam zu mir und meinte: „ Herr Pastor, da war neulich so ein komischer Mann, der da durch die Kirche schlich...“ „Ja, Frau Füller“ erwiderte ich „das müssen sie mir vorher sagen, nicht hinterher, wenn es passiert ist, dann ist es zu spät!“ Sie wohnte gleich hier in der Nachbarschaft, aber sie war mehr in der Kirche, als zu Hause. Sie fühlte sich wohl in der Kirche. Wenn sie jünger gewesen wäre, hätte sie mir wohl auch noch den Haushalt gemacht! Ihr Nachfolger als Küster war Josef Jochheim. Besser bekannt ist er unter der Abkürzung „Jo-Jo“. Für ihn war es wichtig unter den Leuten Freude zu verbreiten. Er hat den Karnevalsverein gegründet und auch viele Gedichte für den Heimatbrief geschrieben. Er konnte so schöne, trockene Kommentare abgeben. Dazu fällt mir noch eine Anekdote ein: Er war ja als Küster der Nachfolger von Tante Agnes. Agnes Füller als Frau war in vielen Dingen genauer, was die Paramente und so weiter an belangte und das sagte sie dem Jo-Jo dann auch ziemlich deutlich. So kam er zu mir in die Sakristei und beschwerte sich: „Diese alte Schachtel!“ In diesem Augenblick betrat Tante Agnes die Sakristei. Josef riss eine Schublade auf, kramte darin und fragte laut: „Wo ist die alte Schachtel?“ (wieder ein herzhaftes Gelächter) Ja, solche Geschichten sind auch passiert.

Eigentlich wollte ich keine weiteren Personen aufzählen, einige Namen gehen mir aber doch im Kopf herum: Der Küster Dülme zum Beispiel, der Vater von unseren jetzigen Ortsvorsteher und Ratsherren Matthias Dülme. Unseren Organisten Herrn Stöber möchte ich erwähnen, oder Frau Hedwig Meyer, die mir viel geholfen hat. Überhaupt, die erste Generation mit Engelbert Meyer als Ortsvorsteher, ist mir in guter Erinnerung. Mit Heinz Tegethoff haben wir viel bewegt, zum Beispiel denke ich da an die Ortseingangsstelen. Ich habe zu ihm gesagt, wenn da drauf steht: „Wallfahrtsort Marienloh“, dann tun wir was mit dabei. Ein bisschen Reklame muss sein, auch die Kirche muss im Gespräch bleiben! So gab es eine ganze Reihe von Persönlichkeiten mit denen man gern zusammen gearbeitet hat und das war oft sehr segensreich – es ist mir leider ganz unmöglich, sie alle aufzuführen, einige würde ich vielleicht verges-

sen und das wäre dann sehr schade. Ich bitte um Verständnis! Vielleicht sollte ich aber den jetzigen 2. Vorsitzenden Herrn Erich Hellmann, die Küster Herrn J. Mrowietz und Frau Marianne Strattmann und den Vorsitzenden des Gesamtpfarrgemeinderats noch erwähnen, Herrn Wenner.



Pfarrfest 2013: E. Hellmann u. W. Rudolphi an der Kasse

M. T.: Verständnis werden unsere Leser sicher haben. Einen Punkt wollte ich noch ansprechen, die Jugendarbeit. Sie können gut auf Kinder eingehen, das ist mir bei den Kommunionen aufgefallen.

H.J. L.: Früher hatten wir eine größere Jugendarbeit, da war da mehr. Inzwischen sind wir aber mit der Messdienerarbeit wieder besser aufgestellt. Leider sind die Jugendferienfahrten ganz eingestellt worden. Über diese Kinderfreizeiten, wie sie auch genannt wurden, über diese Ära sollte man in den Heimatbriefen vielleicht auch einmal berichten. Da haben sich einige Jugendliche, spontan fallen mir, zum Beispiel, Matthias Dülme und Anne und Martin Schäfers ein, verdient gemacht. Was damals die Kinder und Jugendlichen auf die Beine gestellt haben, das war toll, da war mehr los als heute. Die Neuenbekener machen noch jedes Jahr Zeltlagerferien, da läuft das noch. Bei den Ferienfahrten bin ich ja mit

dabei gewesen, nicht als Leiter, die Leitung hatten die Jugendlichen. Ich bin mitgewandert und habe natürlich die Gottesdienste abgehalten. Einmal sind wir auf einen Berg geklettert, da sagte ein Kind zu mir: „Das sie das überhaupt noch können, mein Opa kann das nicht mehr.“ „Wie alt ist denn dein Opa?“ „Na, 75.“ „Na ja, ich bin ja erst 50 Jahre.“ „Ach so!“

M. T.: Sie sind eben eine Respektsperson, da wird man gleich ein wenig älter!

H.J. L.: Als sie dann hörten, dass ich am Computer arbeite, fragten sie erstaunt: „Das sie das können?“ „Ja“ habe ich geantwortet „ich bin doch nicht dumm!“ Wenn man frisch vom Priesterstudium kommt, hat man während der Seminare viel von Theologie und Philosophie gehört. Man hat gelernt, sich hervorragend in komplexen Themen auszudrücken. Dann kommen sie in die Gemeinde und sollen den Kindern erklären, was Transsubstantiation bedeutet. Wenn Kinder Fremdwörter oder andere abstrakte Begriffe nicht verstehen, schalten sie ab. Sie fragen auch nicht, sondern werden unruhig und scharren mit den Füßen. Dann ist es vorbei, dann haben sie schon verspielt. Deshalb muss man sehen, dass man Worte findet, die die Kinder verstehen.

M. T.: transsubstantiatio ist Latein und bedeutet: Wesensverwandlung, bitte erklären sie das genauer.

H.J. L.: Gemeint ist die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi in der hl. Messe. Die Hauptaussage ist, dass die äußere Form die gleiche bleibt, dass die Natur die Materie nicht ändert, nur das innere Wesen. Thomas von Aquin und andere Kirchengelehrte haben dies in Worte gefasst, die uns heute leider nicht mehr so verständlich sind - wie erklärt man es dann den Kindern, wenn wir Erwachsenen es kaum verstehen?

M. T.: Wenn man das Wort analysiert, hat man die Wörter „trans“= hindurch und „substantia“= die Substanz (von Brot und Wein).³ So ist es schon ein bisschen leichter zu verstehen. Jetzt mal Butter bei die Fische: Wenn ich noch ein Kind wäre, was würden Sie mir sagen, wie erklären sie den Kindern diesen schwierigen Sachverhalt?

H.J. L.: Ich habe den Kindern gesagt: Jesus hat gesagt, das ist mein Leib, das ist mein Blut und ich glaube nicht, dass Jesus lügt. Und das reicht. Mehr wollen die Kinder auch gar nicht wissen und wenn doch, dann fragen sie. Eine sehr beeindruckende Begebenheit habe ich in Lippstadt erlebt, die ich nie vergessen habe. Das

war auch bei einer Kommunionvorbereitung. Da ging es um das Wort in der hl. Schrift: „Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.“ Da meinte ein Kind: „Ja, da dürften die Leute, die zur hl. Kommunion gehen, eigentlich gar nicht sterben!“ Das Kind hat das wortwörtlich aufgefasst und weil es weiß, dass man sterben muss, hat es sich gemeldet. Da war ich im ersten Augenblick etwas perplex und habe dann gesagt: „Ich glaube nicht, dass Jesus das so gemeint hat.“ Da meldete sich ein anderes Kind und sagte: „Ich glaube, dass es bedeutet, wir leben weiter im Herzen Gottes.“ Da war ich sehr verblüfft, das war genau auf den Punkt gebracht, dieses Kind hatte es begriffen, besser kann man das gar nicht sagen! Bei einer anderen Begebenheit sagte ein Junge aus dem 4. Schuljahr: „Mein Freund, der glaubt gar nicht an Gott.“ Da habe ich gesagt: „Ich kann es auch nicht beweisen, aber ich glaube daran. Ich verspreche euch, dass ich nichts sage, woran ich selber nicht glaube.“ Und so habe ich es auch immer gehalten, dass ich ihnen nichts vormache.

M. T.: So ist man glaubwürdig, im wahrsten Sinne des Wortes.

H.J. L.: Ja, das sind die zwei Grundprinzipien: 1. Gott ist Liebe 2. Nicht etwas sagen, an das man selber nicht glaubt. Die Beschreibung der Wunder, das ist auch ein schwieriges Thema. Gott ist kein Zauberer, das muss man abgrenzen. Ich hab mich schon mal gefragt, ob Jesus wirklich über den See Genezareth gelaufen ist? Eigentlich kann das egal sein. Aber das Bild, das damit gemeint ist, das man, trotz aller Hinfälligkeit des Lebens, auf dem schwankenden Untergrund auf dem wir uns befinden, was Krankheit und Tod betrifft – dass wir getragen sind, dass uns nichts passiert. Das ist die eigentliche Aussage, die dahinter steht. Es kommt mir nicht so sehr darauf an, ob die Wunder geschehen sind und was Gott kann und was er nicht kann. Entscheidend ist, es wird uns gesagt: es gibt die Auferstehung, es gibt über den Tod hinaus noch eine Perspektive.

Da fällt mir etwas ganz anderes ein, ich habe neulich mit Peter Schubert telefoniert. Es geht im gut, er war ja erkrankt, aber er bekommt jetzt Medikamente, die gut bei ihm angeschlagen sind.

M. T.: Ach, das freut mich aber. Eine Zeitlang ging es ihm nicht gut und wir haben uns große Sorgen gemacht. Er und seine Frau waren während der Schaffensphase zweimal bei uns zum Kaffeetrinken, wir durften sie später in Berlin besuchen, da hat er eine Paella zubereitet, die war fantastisch! Er wollte gern mit uns in die sächsische Schweiz, in seine Heimat fahren, aber da ist er krank



*Berlin 2013: Peter Schubert
präsentiert die Paella*

geworden. Sie können sich vorstellen, wie froh ich bin, dass es ihm nun besser geht.

H.J. L.: Ja, es geht im gut, darüber bin ich auch sehr froh. Es soll demnächst ein Film über seine Arbeit entstehen, da ist er selber schon ganz gespannt darauf. Wir hier in Marienloh haben großes Glück mit Peter Schubert gehabt, das ist wirklich ganz große Kunst. Echte Kunst, die trotzdem bei den Leuten gut ankommt, viele haben mir gesagt, wie begeistert sie von dem Deckengemälde sind. Das können Sie auch schreiben, das war für mich auch eines dieser Highlights: Die

Entstehung dieses Kunstwerkes ist absolut etwas Besonderes, das kann mir keiner nehmen! Ich denke, die nachfolgenden Generationen werden das auch so sehen. Aber das miterleben zu können, wie das entstanden ist, den Künstler als Mensch kennen zu lernen, das war ein einmaliges Erlebnis.

M. T.: Ja, und das haben wir beide erlebt, jeder auf seine Weise. Sie, in der Vorbereitung und der Auswahl des Künstlers mit dem Gremium und den Denkmalpflegern, der Baustellen- und Künstlerbetreuung und ich, weil ich Peter Schubert bei der Entstehung des Gemäldes fotografisch begleiten durfte.

H.J. L.: Ja, das war ein Geschenk, da sind wir uns wohl einig. Erwähnen möchte ich noch Frau Dr. Heine-Hippler, die Denkmalpflegerin aus Münster. Sie hat sich sehr für unsere Belange einge-

setzt und viel für uns bewegt. Sie hat den Künstler vorgeschlagen, ihr haben wir es wohl am meisten zu verdanken, dass Peter Schubert das Rennen machte.

M. T.: Ja, Bettina Heine-Hippler ist wirklich eine Frau die viel bewegt, eine Frau der Tat. Sie war eine gute Kollegin und Ratgeberin für meinen Mann, der als Denkmalpfleger ja auch die Kirche mitbetreut hat. Die beiden sind miteinander befreundet und ich freue mich, bei diesem Kreis dabei zu sein. Leider hat sich ihr Wirkungskreis nach Arnsberg verlegt, da sieht man sich nicht mehr so häufig.

Da wir nun in der Gegenwart angelangt sind, wie denken sie eigentlich über Andersgläubige?

H.J. L.: Sie wollen sicher auf den Islam zu sprechen kommen. Ich meine, unser Problem ist nicht die Stärke des Islams, sondern die Schwäche des Christentums. Wenn wir unsere eigene Religion wieder entdecken und für wertvoll erachten, dann brauchen wir keine Gewalt, um uns vor dem Islam abzugrenzen. Es gilt, Brücken zu bauen und nicht, sie einzureißen. Natürlich gibt es auch im Islam Tendenzen, die ich nicht bejahe, das ist ganz klar. Dennoch, die meisten von unseren muslimischen Mitbürgern sind ganz friedliche Menschen, so wie wir anderen auch. Es wäre doch dumm, sie einfach auszugrenzen. Wir haben inzwischen so viele Muslime hier, – wir müssen mit ihnen zusammenleben, warum auch nicht? Das Beste ist, man geht mit Gelassenheit und mit gutem Willen auf sie zu und pflegt seinen eigenen Glauben, dann kann einem doch gar nichts passieren! Das wird in Zukunft auch die Aufgabe seitens der Kirchen sein, auf die anderen zuzugehen. Die Weltreligionen müssen miteinander ins Gespräch kommen. Es darf auch nicht immer nur der Papst sein, der diese Dinge anmahnt, es muss auch von unten kommen, der Nachbar muss mit seinem fremden Nachbarn reden, dann wird der auch bald nicht mehr so fremd sein. Ja, man muss selber anfangen. Das ist mir auch ein großes Anliegen, diese Dinge anzusprechen. Mit den Flüchtlingen ist es genau das Gleiche, das macht mir auch große Sorgen, wie und wo man damit umgeht. Im Moment muss man leider sagen, nicht umgeht. Natürlich, wie sie am Anfang alle gekommen sind, so viele hunderttausende Menschen, das war für viele von uns beängstigend. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass es lebendige Menschen sind. Sie haben ihre Heimat nicht gern verlassen, sondern sind in großer Bedrängnis und Not. Ich habe die Bilder gesehen, wie der Papst auf der Insel Lesbos war, das war schon sehr berührend. Hier in den Gemeinden haben sich einige sehr engagiert, das ist gut und sollte auch so

bald nicht wieder nachlassen. Schlimm ist, wenn einige Ausländer kriminell werden - oder schon im Heimatland waren - da werden dann alle anderen mit in Sippenhaft genommen. Das ist schade. Das können dann gewisse Gruppierungen sofort für sich nutzen und ihr eigenes Süppchen kochen.

M. T.: Was dann zur Folge haben kann, dass sich wieder neo-nazistische Tendenzen in die Politik einschleichen könnten. Doch wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen, kommen wir lieber auf Ihre Reisen nach Israel zu sprechen. Hat Ihnen die erste Reise nach Israel so viel bedeutet, dass Sie noch einmal dort waren?

H.J. L.: Ich war mehrmals dort. Das erste Mal war ich schon 1978, als junger Priester, in Israel. Das war eine sehr motivierende Reise und ich habe mich anschließend auch ein wenig mit Judaika beschäftigt. Es ist ja so: Man kann das Christentum nur verstehen, wenn man das Judentum versteht. Es baut darauf auf. Wir dürfen nicht vergessen, Jesus war Jude. Wir müssen viel von der jüdischen Geschichte und Kultur wissen, wenn wir Jesus verstehen wollen. Dann versteht man auch das Evangelium viel besser.

Später ist mir lange Zeit nicht mehr der Gedanke gekommen, nach Israel zu fahren. Erst so um 2009 sagte ich zu einem Freund: Wir könnten doch eigentlich mal eine Reise nach Israel machen! Er war auch dafür, aber wir fanden auch 2010 keine Gelegenheit, keine Gruppe und es war schwer, einen gemeinsamen Termin zu finden. 2011 hat es dann geklappt, so war ich nach 30 Jahren das erste Mal wieder in Israel. Danach bin ich dann allerdings ein paar Mal dort gewesen. Unsere Gemeinde wollte gern mit mir reisen. Wir waren 2013 zusammen dort, so circa 40 Personen, das machte der Konrad Schmidt. Ja, und dann bin ich 2015 wieder gefahren. Das kam so: In Benhausen wohnt ein katholischer Palästinenser, der eine deutsche Frau hat. Sie wollten in der Geburtskirche Jesu, in Bethlehem, kirchlich heiraten. Da bat mich dieses Paar, ob ich nicht mitfahren könnte, um bei der Trauung für die deutsche Verwandtschaft die deutschen Texte zu sprechen. Da dachte ich, das sei ein Witz, es war aber keiner. So habe ich mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, denn wenn man Einheimische vor Ort kennen lernt, kann man das Land viel besser verstehen. Ich war eine Woche in Bethlehem, konnte mich frei bewegen, viel mehr sehen und erleben, als in einer Gruppe, wo man morgens ankommt und abends wieder weiter muss. Gut, da geht man auch in die Geburts-grotte, aber man muss sich in eine lange Schlange stellen, weil so viel Betrieb ist. Wenn man sie besuchen kann, wenn man fast allein ist, wenn man diesen Ort quasi für sich hat, ist das sehr ergreifend.

Ich war dann noch vier Tage in Jerusalem, auch ganz ungebunden. Dann ergab es sich in diesem Jahr vor Ostern, dass ich mit dem Pfarrer von Unna (im Grunde mein neuer Chef) noch einmal für 10 Tage nach Israel reisen konnte. Wir waren einige Tage in Galiläa und dann in Jerusalem. Auch diesmal habe ich interessante Dinge erfahren, die sehr beeindruckend waren. So war ich insgesamt fünfmal in Israel und ich könnte mir vorstellen ein weiteres Mal dort zu sein! Die Geburtskirche wird momentan restauriert, sie ist sehr alt, geht zurück auf Kaiser Konstantin. Es gibt noch sehr alte Mosaiken, die waren so verschmutzt, dass man sie nicht mehr erkennen konnte. Wenn die Kirche eine Tages fertig ist, würde ich sie gern noch einmal besuchen!

M. T.: Da haben Sie ja noch ein schönes Ziel...

H.J. L.: Viele fragen mich: Hast du keine Angst? Ich sage mir, passieren kann überall etwas. Wenn sich am Frankfurter Kreuz ein Unfall ereignet und das kommt in Amerika ins Fernsehen, dann sagen die Amerikaner: Man darf sich in Deutschland nicht auf die Straße wagen. Als wir das letzte Mal in Israel waren, hätten wir fast einen schweren Unfall gebaut. In einer sehr engen Kurve hat ein entgegenkommendes Auto überholt, das wäre fast ein Frontalzusammenstoß geworden, das war knapp. Ich glaube, die meisten Unfälle mit tödlichem Ausgang passieren im Straßenverkehr, nicht so sehr durch politische Anschläge. Gut, wenn es einen trifft, ist es bitter – aber dass es einen trifft, ist doch vergleichsweise unwahrscheinlich, jedenfalls, was Israel angeht. Und außerdem, unser Schicksal liegt in Gottes Hand.

M. T.: Das ist ein gutes Schlusswort. Lieber Herr Pastor Löckmann, ich danke Ihnen ganz herzlich für dieses offene, sehr interessante Gespräch und wünsche Ihnen einen guten Neuanfang in Unna. Alles Liebe, alles Gute für Sie und bleiben Sie uns und Marienloh gewogen!

Maïe Triebel

Anmerkung 1

Heimatbrief Nr. 106, April 2014, Seite 6 ff.

Anmerkung 2

Heimatbrief Nr. 103, Juli 2013, Seite 23 ff.

Zu Anmerkung 3

Wieder zu Hause, habe ich abends meinen Mann, er ist evangelischer Christ, nach „Transsubstantiation“ gefragt. Er hatte das Wort noch nicht gehört, aber nach kurzer Erklärung meinerseits, hat er ein wenig nachgedacht und gemeint: „1. Die Bedeutung der Transsubstantiation ist für Menschen so wichtig wie Brot und Wein. So ist der Glaube im positiven Sinne alltäglich. Oder anders, wir brauchen Jesus wie Brot und Wein, wie unsere Nahrung. Der 2. Punkt spricht die Verwandlung, die Metamorphose an, dass durch die Wandlung von Brot und Wein Jesus Christus inkorporiert wird, wir ihn in uns aufnehmen. In der evangelischen Kirche wird es noch ein bisschen deutlicher, weil die Gläubigen neben der Hostie auch ein Schluck Wein aus dem gesegneten Pokal zu sich nehmen.“ Wie ich selber feststellen konnte, wird inzwischen aber auch Traubensaft angeboten, für diejenigen, die keinen Alkohol trinken möchten.

Maie Triebel

Abschied

Wenn ein Pastor wie dieser geht,
den man den Pfarrer Löckmann nennt,
denkt man an Messe und Gebet,
an ihn, wie ihn ein jeder kennt.

Für jeden, ob nun Freud, ob Leid,
fand er liebend passend Wort,
sein Herz ist groß, zu Trost bereit,
wo es auch sei – zieht er auch fort...

Ob Hochzeit, Taufe, Kommunion,
ob Lachen oder Tränen nah,
sprach er von Jesus, Gottes Sohn,
er schildert schlicht, was auch geschah.

Wir lieben ihn, wo er auch sei,
er bleibt in unseren Herzen wach,
liebt niemals Pathos, kein Geschrei,
und seiner Worte Wahl klingt in uns nach.

MG

Marienloh: Seit vielen hundert Jahren ein Storchendorf!

Ist der Storch ein unbekanntes Wesen? Diese Frage kann mit einem klaren „Nein“ beantwortet werden. Gerade der Storch ist als Sinnbild für den Jahreszeitenwechsel prädestiniert (wie kaum eine andere Kreatur). Wenn er, zurückgekehrt aus dem warmen Süden, seinen alten Standort, seinen Horst (bzw. Storchennest) wieder einnimmt, ist der Frühling nicht mehr weit. Kaum wieder in der Heimat, beginnt er gemeinsam mit seiner Partnerin, den von Sturm und sonstigen Witterungseinflüssen beschädigten Horst wieder in Ordnung zu bringen. Sogleich wird mit dem Brüten begonnen. Dass auch das vorhergegangene Liebeswerben, verbunden mit dem Klappern des langen Schnabels, Aufmerksamkeit erweckt, ist eine Selbstverständlichkeit. In einer Zeit, in der man noch nicht überlegen musste, welches Fernsehprogramm man sich des Abends anschauen werde, immer ein passender Ausgleich der menschlichen Fantasie.

Dieses und vieles mehr machte den Storch auch so beliebt, und die menschliche Fantasie dichtete ihm noch einiges mehr an. Es ging so



fantasie dichtete ihm noch einiges mehr weit, dass man den Storch oftmals für den Kindersegen verantwortlich machte. Noch heute sehen wir auf verschiedensten Glückwunschkarten zur Geburt eines Kindes eine Abbildung des Storches mit einem Tuch oder einem

Korb im Schnabel, in dem ein gerade geborenes Kind liegt, das er bei betreffenden Wunscheltern absetzt. Zusätzlich sehen wir oftmals bei der Hochzeitsdekoration neben

der Kinderwäsche auf der Leine Nachbil-

dungen des Storches in den Vorgärten. Alles nach dem Motto: „Fantasie ist gefragt, geredet darüber wird nicht!“

Wie man in alten Unterlagen teilweise noch nachlesen kann oder wie die noch heute von Mund zu Mund überlieferten Aussagen älterer Einwohner bezeugen, war der Storch schon im Mittelalter und in den Jahrhunderten seither insbesondere in der Talle- und Lippeniederung bis ca. 1935 ein standorttreuer Gast in Marienloh, hier besonders auf dem Tallehof (erstmalig 1298 schriftlich benannt) auf der um 1600 erbauten, heute unter Denkmalschutz stehenden Scheune, auf der beim Bau gleich ein Horst eingebaut worden war, der sofort von den Störchen angenommen wurde.



*Scheune des Tallehofes
Foto: Andreas Winkler*

Um die Mitte der 1930er Jahre verschwanden die Störche. Ein Versuch um 1954, „Meister Adebar“ durch den Einbau eines neuen Horstes erneut sesshaft zu machen, blieb ohne Erfolg. Erfolgreich war dann später um 1996 der Versuch durch Peter Hentze und seinen Vater, den Gastronomen Heinrich Hentze, zwei Störche (aus den gelegten und ausgebrüteten Eiern) in der Voliere aufzuziehen. Man nannte die beiden Lotte und Otto. 1998 unternahm die „Storchenväter“ den Versuch, sie in die freie Wildbahn zu entlassen. Das Experiment gelang insofern, als sie sich dort wie ganz

normale andere Störche benahmen, mit einer Ausnahme: Sie verzichteten im Herbst auf den üblichen Flug gen Süden in wärmere Zonen, und das ein für allemal. Für alle Interessierten war es seither immer eine Freude, die beiden Störche bei ihren Erkundungsflügen über Marienloh oder bei der Futtersuche nahe der Lippe zu beobachten.

Bis 2015 zogen Lotte und Otto 27 Jungstörche auf, die im Gegensatz zu ihren Eltern regelmäßig im Herbst gen Süden flogen. Im Frühjahr war dann immer eine Kuriosität zu beobachten. Die im Winter hiergebliebenen Altstörche duldeten keine ‚fremden Götter‘ neben sich. Sie hackten auf ihre zurückgekehrten Nachkommen so lange ein, bis sich diese entschlossen, ihren Geburtsort zu verlassen und sich dann in anderen Gegenden, dort wo schon Storchenkolonien waren, niederzulassen.

Nach 20 Jahren, kurz nachdem sie am eigenen Leib miterleben mussten, wie der Sturm ‚Niklas‘ am 31. März 2015 ihren gesamten ‚Hochsitz‘ umwehte, trat eine entscheidende Wendung ein. Was war geschehen? Am Sonntag, den 10. April, wurde Familie Hoi-schen, die sich schon mehr als zwanzig Jahre einem mustergültigen und immer erfolgreichen Taubenschlag, einem lustigen Hühnervölkchen und, nicht zu vergessen, den auf dem großzügigen



Das Altstorchenpaar

Areal unter alten Eichen- und Kastanienbäumen grasenden und sich wohlfühlenden Karakulschafen widmet, gemeldet, dass in der Auenweide ein toter Storch lag. Das, was immer befürchtet worden war, war eingetreten. Die Störchin Lotte hatte ihre Altersgrenze überschritten.

Allerdings war die Trauer speziell für den Altstorch nur von kurzer Dauer. Als wenn ein höheres Wesen die Hand mit im Spiel gehabt hätte, es kann aber auch ganz einfach der Zufall der Natur gewesen sein, tauchte schon ein paar Tage später eine Jungstörchin am Horst des Altstorches auf. Und siehe da, seine früheren Kampfrituale (den Kampf mit seinen Konkurrenten) vergessend, lud er freundlich und zuvorkommend die Störchin ein, den Platz, den er 20 Jahre mit seiner Lebensgefährtin Lotte geteilt hatte, doch bitte einzunehmen, was dann auch geschah. Alles Vorhergehende vergessend, wurde die Hochzeit schon bald mit allen dazugehörigen Ritualen „eingeklappert“ (Klapperstorch) und es dauerte keine acht Tage, da saß die Angebetete auf ihren gelegten Eiern, um sie mit Erfolg auszubrüten.

Dieses einmalige „Geschehen“ nahm auch ein gerade vorbeiziehendes anderes Storchenpaar zum Anlass, den noch freistehenden



*Das neue Storchenpaar
Foto: Maïe Triebel, Mai 2016*

zweiten Horst für sich in Anspruch zu nehmen. Zurzeit sind beide Paare mit der Aufzucht ihrer Nachkommenschaft vollauf beschäftigt.

Andreas Winkler

Quellen:
Heimatbriefe Nr. 53 /83 / 100 / 111 /
W.V. 20.09.2013 / 27.5.1998
Bild NRW 23.09.2013

Sommerfreuden

*Nun führt im Dorf der Sommer
seine warme, strahlende Regie
und bringt die Natur
in eine farbenfrohe Harmonie.*

*Auf der Wiese vor unserem Haus
stehen Blumen mit bunten Spitzen,
die in einem bunten Strauß
in der Morgensonne blitzen.*

*Vögel singen im Verein
im Baum, am grünen Geäst.
Überall stellt sich Freude ein,
weil die Sonne sich blicken lässt.*

*Herrlich sind die Urlaubswochen,
herrlich ist es nichts zu tun.
Und im Sommerkleid verkrochen.
von der Arbeit auszuruhen.*

*Ein Sommer ist den Bauern gnädig,
wenn eine reiche Ernte lacht.
Er ist dann aller Sorgen ledig,
das ist es, was ihn glücklich macht.*

JoJo.

Erinnerungen an die letzten Wochen des 2. Weltkrieges

Erlebt von:	den Familien Greitemeier, Gloth, Rudolphi und Meyer
Zusammengetragen von:	den Geschwistern Ferdinand, Heinrich, Maria, Elisabeth und Agnes Greitemeier und von Thea Gloth
Zeitraum:	Januar 1945 – Kriegsende
Niederschrift:	Thea Gloth

Am 7. Januar 1945 ließ mich der Lehrer Konrad Ernst, der damals Luftschutzwart in Paderborn war, rufen und sagt mir, dass in Marienloh Bomben gefallen seien und unsere Verwandten betroffen wären.

Ich wollte mit ihm nach Marienloh fahren, um nachzusehen, was geschehen sei. Wir fuhren mit der Straßenbahn nach Marienloh und gingen zunächst auf den Rudolphihof.

Der Anblick war erschreckend. Der Giebelteil des Hauses, unter dem sich die Ställe für die Kühe und die Schweine befanden, war eingestürzt. Auf dem Hof lagen viele Kühe mit aufgeblähten Bäuchen, die vom Luftdruck in alle Richtungen geschleudert waren. Wir erfuhren, dass einer der Franzosen, die als Kriegsgefangene dort arbeiteten, getötet worden war. Es war der „lange Louis“, wie wir ihn immer nannten, im Gegensatz zum „kleinen Louis“, seinem Kameraden. Die Familie Rudolphi hatte in dem kleinen Kellergewölbe unter dem Wohnteil des Hauses überlebt.

Unser Onkel, Dr. med. Heinz Rudolphi, der zu der Zeit Oberstabsarzt in einem Lazarett in Paderborn war, hatte an diesem Sonntag sein Elternhaus besucht. Bei Beginn des Bombenangriffs hatte er dafür gesorgt, dass alle Frauen und der Säugling Wilhelm in den Keller kamen. Er selbst wurde von dem Luftdruck der einschlagenden Bombe vor den großen Eisenherd in der Küche geschleudert. Dieser hielt einen Teil der Trümmer ab, so dass er nicht erschlagen wurde. Er erlitt einen Beinbruch, den er aber in der Aufregung nicht beachtete, vielleicht stützen ihn auch die engen Offiziersstiefel.

Als er erfuhr, dass es auf dem Klokenhof, wo seine Schwester mit Familie lebte, Tote und Verletzte gegeben hatte, eilte er sofort dort-

hin. Das Haus hatte keinen Keller. Die Familie suchte deshalb bei Alarm den Keller des gegenüberliegenden Hofes Mertens-Tallmeier auf. Diesmal kamen sie aber nicht mehr bis dorthin. Als die ersten Bomben fielen, suchten sie Schutz in dem kleinen, vor dem Haus liegenden ehemaligen Backhaus, einem Steinbau mit dicken Wänden. Durch den großen Luftdruck zerbarst das Backhaus. Die ganze Familie, Eltern und acht Kinder, wurden durch die Luft geschleudert und fielen teils auf die Weide vor dem Haus, teils auf die Detmolder Straße. Dr. Rudolphi stellte fest, dass die Eltern und sechs Kinder tot waren. Zwei Kinder, Franz und Marianne, die auf die Weide geschleudert wurden, überlebten verletzt. Er sorgte dafür, dass sie in ein Krankenhaus kamen, Franz ins Vinzenz Krankenhaus nach Paderborn, Marianne ins Krankenhaus nach Lippspringe. Erst danach spürte er, dass sein Bein verletzt war. Er kam ins Lazarett nach Paderborn, wo der Beinbruch festgestellt und behandelt wurde.

Engelbert, der älteste Sohn der Familie Meyer, war zu der Zeit beim Arbeitsdienst in Ostpreußen. Er wurde von der Partei über Funk nach Haus gerufen. Bei der Beerdigung einige Tage später standen auf der „Deele“ des Hofes acht Särge. Sie waren alle mit Hakenkreuzfahnen bedeckt. SA-Männer in ihren braunen Uniformen standen Wache. Unser Onkel Ferdinand Rudolphi aus Sundern im Sauerland sagte dem Leiter der SA-Truppe, dass es nicht im Sinne der Getöteten sei, dass die Kreuze auf den Särgen von den Fahnen verdeckt würden. Man möge doch die große Trauer der Angehörigen bedenken. Nach einer kurzen Überlegung, während manche von uns Angst um Onkel Ferdinand hatten, wurden die Hakenkreuze entfernt.

Am 17. Januar 1945 wurde das Südviertel Paderborns von Bomben getroffen. Viele Menschen starben. Unsere Wohnung in der Ludwigstraße 81 wurde durch den Luftdruck stark beschädigt.

Onkel Bernhard vom Tallehof kam mit einem Pferdewagen und holte unsere Möbel ab. Vater, Mutter und meine Geschwister Agnes und Heinz zogen auf den Tallehof. Ich arbeitete damals als Jungendfürsorgerin in Warendorf, kam aber jedes Wochenende zum Tallehof.

Im Februar kam auch mein Bruder Josef (Jupp) dazu. Er war bei der Luftwaffe gewesen. Da es bei Kriegsende immer weniger Flugzeuge gab, wurde er zu einem Panzerregiment versetzt. Beim Kampf gegen die vorrückenden Russen wurde er in der Tschechoslowakei verwundet. Es war ein Steckschuss in der Schulter. Da es

bei dem schnellen Rückzug keine Möglichkeit zur Operation gab, wurde er in den Heimaturlaub geschickt. Mitte März sollte er zurück an die Front. Da bat Tante Mia (Greitemeier) ihren Hausarzt Dr. Schmidt in Schloß Neuhaus, „den Jungen nicht jetzt noch in den sicheren Tod gehen zu lassen“. Dr. Schmidt war Leiter des Lazarettes an der Neuhäuser Straße in Paderborn. Er nahm Jupp in dem Lazarett auf, um den Steckschuss zu operieren.

Beim Bombenangriff auf Paderborn am 27. März wurde das Lazarett zerstört. Die ganze Stadt war nur noch ein Trümmerfeld. Am Abend gingen Agnes und Engelbert nach Paderborn, um nach Jupp zu suchen. Sie nahmen ihn mit zur Talle. Er zog seine Uniform aus und Zivilkleidung an.

Nach der Zerstörung Paderborns kam auch Onkel Heinz zum Tallehof. Auch seine Frau, Tante Else, folgte ihm. Ihr einziger Sohn Egmont war 1944 im Osten gefallen.

In diesen Tagen zogen die deutschen Soldaten, die in Erdbunkern in der Senne gelebt hatten, ab und hinterließen in der Eile Militärdecken, Zigarren und Zigaretten. Viele Leute aus Marienloh und vom Tallehof holten sich etwas von den hinterlassenen Sachen. Da es ja an vielen Dingen fehlte, wurden die Decken eingefärbt und zu warmen Mänteln oder Jacken verarbeitet.

Der 27. März fiel in die Karwoche. Am Karsamstag und am ersten Ostertag hörte man das Gewehrfeuer der vorrückenden Amerikaner. Ostermontag zogen die ersten amerikanischen Soldaten durch Marienloh in Richtung Lippspringe. Dort richteten sie auch ihr Hauptquartier ein, da ja in Paderborn alles zerstört war.

Ich habe den damaligen Einzug der Amerikaner als Befreiung empfunden, weil wir während des Naziregimes ständig unter Angst und Druck gelebt haben (Überwachung, Hausdurchsuchungen, Verhöre durch die Gestapo wegen Betätigung in der katholischen Jugend).

Nach Einzug der Amerikaner waren auch sämtliche Kriegsgefangenen und „Fremdarbeiter“ frei. Russische und polnische Gefangene hatten ihre Lager in Staumühle. Scharen von ihnen zogen umher, überfielen vor allem einsam gelegene Höfe, raubten sie aus und töteten manchmal auch Bewohner.

Öfter kamen auch solche Banden zum Tallehof. Dort lebte und arbeitete ein junges polnisches Mädchen, Halina. Als 16-jährige wurde sie bei der Feldarbeit in Polen von Deutschen verhaftet und zur Arbeit nach Deutschland verschleppt. Sie arbeitete auf dem Talle-

hof. Da es nach Einzug der Amerikaner noch keine geordneten Verhältnisse gab, konnten die Fremdarbeiter zunächst nicht in ihre Heimat zurück. Halina blieb noch auf dem Tallehof. Beim ersten Überfall durch Polen stellte sie sich ihnen entgegen und sagte, dass hier „gute Leute“ wohnten, denen sie nichts Böses tun sollten. Die Polen zogen daraufhin ab.

Die nächsten Überfälle wurden schlimmer. Sie geschahen meist nachts. Einmal schossen die Polen über die Köpfe der Bewohner hinweg in die Decke der großen Diele.

Jupp und einige der Söhne der Familien Lütkehaus legten dann eine Drahtleitung von Tante Mias und Onkel Bernhards Schlafzimmer im ersten Stock ins Dorf zu Familie Lütkehaus. Immer wenn sich Polen oder Russen näherten, lief Tante Mia nach oben und drückte den Stöpsel. Nach dem Klingelzeichen bei Lütkehaus sammelten sich Männer aus dem Dorf und zogen mit viel Lärm zum Tallehof. Meist verschwanden dann die Banden.

Die Überfälle hörten aber nicht auf. Da ging die Baronin von Heiden-Linden zum Kommandanten der Amerikaner nach Lippspringe. Die Baronin, die in Marienloh wohnte, war eine Schwester des Grafen von Westphalen. Ihm gehörte der Tallehof, ein Wiesengut, dessen Verwalter Onkel Bernhard war. Die Baronin schilderte dem Kommandanten die ständigen Überfälle und bat um Hilfe. Darauf kamen am Abend zwei große schwarze amerikanische Soldaten zum Hof. Sie stellten sich vor: „Johnny and Albert, from Chicago, students, no gangsters“ (Johnny und Albert aus Chicago, Studenten, keine Verbrecher). Sie waren sehr nett, kamen jeden Abend auf den Hof und blieben bis zum Morgen.

Seitdem die beiden Amerikaner da waren, gab es keine Überfälle mehr. Johnny und Albert unterhielten sich gerne mit Jupp. Er trug kurze Hosen und sah noch sehr jung aus. Sie sagten ihm: „Josef, never become a soldier that is the worst thing in the world“ (Josef, werde nie Soldat, das ist die schlechteste Sache in der Welt).

Das Leben auf den Höfen war zunächst sehr schwer. Alle ausländischen Arbeitskräfte kehrten zurück in ihre Heimat. Viele Deutsche waren gefallen. Später kamen dann Vertriebene aus den Ostgebieten und fanden auf den Höfen Arbeit.

Im Herbst 1946 wurde dann in der Stadtheide im Erzbischöflichen Waisenhaus die pädagogische Akademie eröffnet. Ich bekam einen Studienplatz. Weil es in Paderborn keinen Wohnungen gab, wohnen wir bis 1953 auf dem Tallehof.



Die Mitarbeiter des Markant-Marktes
GOERIGK
grüßen ihre Kunden von nah und fern!



v. links: Harald Goerigk, Angelika Brockmeyer, Gabriela Fusy, Karla Mauer, Elvira Kutsch-Rüsing, Brita Schilke, Elke Bensick, Beatrix Schmidt, Soheer Sabbah.
Es fehlen: Anja Risse und Azubi in Spee Firat Öztürk